

„Freunde im Herrn“ – *ad dispersionem*

Kommunitätsleben (nicht nur) im Jesuitenorden

Hans Zollner, Rom

Keine Frage: Das Ordensleben steht vor großen Herausforderungen. Neben vielen Krisen führt dies dazu, dass sich Ordensleute, aber auch kirchliche Amtsträger und aufmerksame Christen darauf besinnen, was das Wesentliche des Ordenslebens ist und was der Kirche, aber nicht nur ihr, fehlen würde, gäbe es die Orden nicht. Fehlen würde unter anderem das Zeugnis einer in Christus geeinten Gemeinschaft des Lebens und Arbeitens. Denn ein identitätsstiftendes Kennzeichen der Orden nach innen und nach außen ist ihre gemeinschaftliche Lebensweise. Die folgenden Seiten sind Mosaiksteine eines Gesamtbildes vom Gemeinschaftsleben der Männerorden¹ heute. Zunächst werde ich versuchen, Grundlinien des *theologisch-praktischen* Verständnisses des Ordensleben zu ziehen und die Herausforderungen an das Gemeinschaftsleben zu benennen. Sodann sollen bestimmte Tendenzen im Gruppenverhalten von männlichen Ordensleuten aus *sozialpsychologischer* Sicht beleuchtet werden. Schließlich möchte ich im Blick auf die Eigenart der Gesellschaft Jesu praktische Fragen des Kommunitätslebens behandeln. Natürlich muss in diesem Rahmen manches Wichtige weggelassen werden, vieles wäre zu differenzieren. Wenn diese Zeilen dennoch zur persönlichen Reflexion oder zu einem Kommunitätsgespräch anregen könnten, hätten sie ihren Zweck erfüllt.

1. Ordensleben als Gemeinschaftsleben

Die katholischen Orden verkörpern je unterschiedliche Interpretationen dessen, wie zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten die *Nachfolge Jesu* in einer Gemeinschaft zu leben versucht wurde und wird.

¹ Wenn hier von *den* (Männer-)Orden allgemein und im Plural die Rede ist, besteht natürlich die Gefahr einer unzulässigen Verkürzung. Ich meine, dass man dennoch von *den* Orden sprechen kann, wenn man bedenkt, dass in unseren Breiten sehr viele Orden ähnliche Prozesse durchlaufen und sich ähnliche Fragen stellen. Da ich mich auf Männerorden beziehe, benutze ich die männlichen Wortformen. Auf die grundlegenden Unterschiede zwischen weiblichem und männlichem Ordensleben wird hier – außer in einigen Hinweisen im zweiten Kapitel – nicht eingegangen. Trotz der geschlechtsspezifischen Besonderheiten sind analoge Schlüsse wohl auch für weibliche Ordensgemeinschaften möglich.

In den großen Spiritualitätsrichtungen der Kirchengeschichte, die hauptsächlich durch die Orden geformt und geprägt wurden, wird der Reichtum der verschiedenen Aspekte christlichen Lebens (z.B. aktiv – kontemplativ) auf eine Weise sichtbar, wie ihn eine uniforme Gestalt nicht darstellen und wie ihn ein Mensch *für sich allein* nicht leben könnte. Die *Benediktregel* gibt dem Gebets- und dem Gemeinschaftsleben das rechte Maß vor, die franziskanische Inspiration strebt danach, die Balance zwischen Prophetie und Amt fruchtbar zu machen, die ignatianische Weltsicht sucht die Synthese von Kontemplation und Aktion. Vergleichbar den Evangelien sind die großen Ordensfamilien *eins* in ihrem Zeugnis für die Botschaft Jesu von der Barmherzigkeit und Schönheit Gottes, aber *verschieden* in ihrer »Sprache« und ihren Bildern.

Die Orden sind per definitionem Gemeinschaften. Genauer noch: Die Orden als ganze und ihre einzelnen Kommunitäten, Konvente oder Abteien sind *geistliche Gemeinschaften*, die aus einer *geistlichen Lebensform* – der „im Evangelium dargelegten Nachfolge Jesu“² – erwachsen, und die die konstitutiv *gemeinschaftliche Dimension* menschlichen und christlichen Lebens verwirklichen. Auch wenn die Orden und Kommunitäten große Unterschiede in der Art ihres Gemeinschaftslebens aufweisen, und auch wenn es Ordensmitglieder gibt, die als Einzelpöster leben, so sind Orden in ihrem Selbstverständnis und ihrer Außenwahrnehmung der Zusammenschluss von Menschen, die in *Gemeinschaft* nach dem Beispiel Jesu und nach seinem Evangelium leben wollen: arm, ehelos und gehorsam – um des Reiches Gottes willen. Im Charisma der Orden gehören daher *Gemeinschaft* und *Sendung* untrennbar zusammen. Denn das Kommunitätsleben bezeugt sichtbar und fassbar Gottes Heilswillen für jeden einzelnen und für die Gemeinschaft.³ Jede Tätigkeit wiederum – und sei sie noch so unscheinbar oder unsichtbar, wie es das Gebet in den kontemplativen Gemeinschaften für die Außenstehenden ist⁴ – ist Ausdruck der gemeinschaftlichen Sendung der Orden und hat Teil am Aufbau des Leibes Christi, der die Kirche ist.⁵ Das gemeinsame Beten und Arbeiten in einem Leben nach den evangelischen Räten in apostolisch und karitativ tätigen oder in kontemplativen Ordengemeinschaften kann deutlich machen, dass

² Vgl. Dekret über Dienst und Leben der Priester ›Presbyterorum Ordinis‹, n. 2. Die Zitation der Texte des II. Vatikanischen Konzils erfolgt nach: P. Hünermann (Hrsg.), *Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil. Die Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils*, Bd. 1: *Konstitutionen, Dekrete, Erklärungen*. Freiburg, Basel, Wien 2006.

³ Vgl. Dogmatische Konstitution über die Kirche ›Lumen Gentium‹, n. 47.

⁴ Vgl. aaO., n. 46.

⁵ Vgl. aaO., n. 8.

dem christlichen Lebenszeugnis zeitlich und inhaltlich ein Mehrwert *vor* einer quantitativ bestimmbaren Leistung zukommt. Deshalb wurde dem Ordensleben seit jeher in besonderer Weise eine Offenheit für die Bewegungen des Heiligen Geistes in der Kirche und darin eine „Zeichenfunktion“ für die Gesamtkirche zugeschrieben, nämlich „Christus sichtbar zu machen“.⁶

Eine Gemeinschaft kann nur bestehen, wenn sie ein Minimum an *Einheit* besitzt. Das verlangt vom einzelnen Mitglied die Fähigkeit, sich an Eigenarten der anderen und an wechselnde Umstände anzupassen. Andererseits meint Einheit hier nicht Uniformität. Vielmehr entsteht christliche Einheit gerade dadurch, dass jeder *sich* mit seinen Stärken und Grenzen in die Gemeinschaft – in ihr Alltagsleben wie auch in ihre Sendung und ihre Ziele – einbringen kann und soll. Wie das gemeinschaftliche Leben so bezeugt dabei auch das gemeinsame Arbeiten, dass Christen als Gemeinschaft zum Mitwirken an der Heiligkeit des Gottesvolkes und an der Heiligung der Schöpfung gerufen sind.⁷ Die Zusammenarbeit von Ordensleuten betrifft den Binnenraum, d. h. die Leitungs- oder Organisationsaufgaben in einer Ordenskommunität, und den Außenraum, seien es Arbeitsfelder im Klosterbereich, seien es apostolische Werke. Oft arbeiten mehrere Ordensleute zusammen an einem apostolischen oder karitativen Werk, oder – wie bei vielen monastischen und kontemplativen Orden – sie verrichten gemeinsame Handarbeit.⁸ In jüngerer Zeit dringt auch bei den apostolischen Orden stärker ins Bewusstsein, dass die Kommunitäten *als solche* eine apostolische Sendung und Verantwortung haben.

Wenn sich heute das Zusammenleben in Familien, Partnerschaften und Freundschaften für viele Menschen als schwierig gestaltet, dann hat das auch Auswirkungen auf das Zusammenleben in den Ordensgemeinschaften. Das tatsächliche Gemeinschaftsleben kann recht verlässlich darüber Auskunft geben, wie zufrieden die Kommunitätsmitglieder mit sich, mit ihrer Gemeinschaft und mit ihrer Berufung in diesen Orden sind. Ein gelingendes Kommunitätsleben kann helfen, die *ehelose Lebensform* besser zu leben. Dies war sicher *ein* Motiv, warum das Ordensleben entstanden ist. Wer wie Jesus um des Himmelreiches willen ehelos lebt, der spürt gleichwohl schmerhaft den Verzicht auf Ehe und Familie. Ein gesundes und hingebungsvolles Leben kann nur gelingen, wenn man die affektiven und die sexuellen Anlagen und Bedürfnisse nicht verleugnet, sondern wenn man sie in das Gesamt eines Lebensentwurfs zu integrieren ver-

⁶ Vgl. *aaO.*, n. 46.

⁷ Vgl. *Pastorale Konstitution über die Kirche in der Welt von heute >Gaudium et spes<*, n. 67.

⁸ Vgl. *Dekret über Dienst und Leben der Priester >Presbyterorum Ordinis<*, n. 13.

sucht. Die gegenseitige Erinnerung an das Vorbild Jesu und an seine Gottespassion und die brüderliche (oder schwesterliche) freundschaftliche Aufmerksamkeit und Zuwendung sind die menschliche *und* geistliche Bedingung, damit ein solches Leben einladend, sinnvoll und fruchtbar wird und bleibt. In dem Maß, in dem die normalen und gesunden Bedürfnisse von Beistand und Zuneigung enttäuscht werden, nehmen Ersatzbefriedigungen, Fluchtbewegungen aus der Kommunität oder innere und äußere Verbitterung und Härte zu.

Was bisher mit Blick auf einige grundlegende Aspekte des Lebens in einem Orden gesagt wurde, weist darauf hin, dass die Personen, die in einer Ordensgemeinschaft als Gruppe zusammenleben, durch die Art und Weise, wie sie ihre Beziehungen gestalten, die Gemeinschaft prägen. In Abwandlung von Paul Watzlawicks berühmtem Satz könnte man formulieren: Man kann in einer Ordensgemeinschaft nicht *nicht* kommunizieren. Anders gesagt: So, wie ich mich zu den anderen Mitgliedern meiner Kommunität und zur Kommunität als ganzer verhalte – aktiv gestaltend, passiv, aggressiv, ängstlich, herausfordernd, kreativ, aufbauend, mitsorgend etc. –, werde ich meine Kommunität (mit-)prägen. Meine Persönlichkeit reagiert dabei jeweils auf diejenigen der anderen Kommunitätsmitglieder.

Geistliche Gemeinschaften sind nicht immun für die Dynamiken, die in jeder Gruppe am Werk sind. Auch jede Kommunität vermittelt den anderen Kommunitäten desselben Ordens wie auch ihrer kirchlichen und gesellschaftlichen Umgebung ihr gewachsene Selbstverständnis: als Hort der Stabilität, als Ort des Rückzugs in die Stille, als Raum für die Armen und Leidenden, als Feld für Experimente. Obwohl *zwischenmenschliche Beziehung* nicht der einzige und nicht der wichtigste Grund für das Ordensleben sind, ist es dennoch wichtig, die Gruppendynamiken genauer zu betrachten, die in Kommunitäten ablaufen. Denn sie können die Entwicklung des einzelnen und der Gruppe auf ihr Ziel hin – in unserem Fall: das gemeinsame Leben und Zeugnis von der Gottesliebe zu den Menschen – zum Positiven oder Negativen hin beeinflussen. Daher wird im nächsten Kapitel ein sozialpsychologischer Blick auf das Ordensleben in Gemeinschaft unternommen.

2. Sozial- und gruppenpsychologische Aspekte

Die Sozial-, Gruppen- und Familienpsychologie in ihren *systemischen Varianten* geht davon aus, dass jede Person immer und überall in sozialen Bezügen lebt und nur so zu verstehen ist. Zwischenmenschliche Beziehungen, seien sie formell oder informell, geschäftlich oder freundschaftlich,

sind *immer* und *unausweichlich* durch psychische Dynamiken mitbestimmt, wobei die einzelnen Mitglieder und die Gesamtgruppe immer in Wechselwirkung zueinander stehen. Man kann demnach die einzelne Person nicht *an sich* betrachten, sondern nur im Kontext, vor allem in den jeweiligen *Beziehungsmustern*. Zum einen wird also danach gefragt, welche tatsächliche und/oder symbolische Rolle eine Gruppenerfahrung für die einzelnen Mitglieder spielt. Zum anderen verändert die Entwicklung der einzelnen Person das Gefüge innerhalb der Gruppe. Das Interesse gilt daher der Frage, welche *Wechselwirkungen* in dem unaufhebbaren Zirkel von Individuum und Gruppe zu erkennen sind. Auch die äußere Organisations- und Strukturgestalt der Kirche ist auf dem Weg der irdischen Pilgerschaft⁹ solchen psychosozialen „Gesetzen“ unterworfen. Desgleichen kann das Kommunitätsleben im Orden dieser *normalen* Realität menschlichen Zusammenlebens nicht entfliehen. Es ist besser, sich dieser Tatsache zu stellen, als sie unbeachtet zu lassen oder zu verneinen.

Wenn die Kommunitätsmitglieder die negativen und *destruktiven Anteile* ihrer Gruppendynamik¹⁰ lesen könnten, wären sie besser in der Lage, diesen Entwicklungen angemessen entgegen zu wirken, statt sich von diesen steuern zu lassen. Wenn Ordensleute die *positiven Bindungskräfte* in sich und im Gesamt der Kommunität deutlicher wahrnehmen und ausdrücken lernten, würden mehr Kräfte zur aktiven Gestaltung des Zusammenlebens frei.

Es wäre vermessen, an dieser Stelle auch nur ansatzweise eine sozial- oder gruppenpsychologische Darstellung des Gemeinschaftslebens in den Orden zu versuchen. Angesichts des komplexen Beziehungsgeflechts von Gesellschaft, Ordensgemeinschaft und Ordensmitglied können hier allenfalls knappe Überlegungen dazu angestellt werden, welche psychologischen Bedingungen die Bindung an die Lebens- und Arbeitsweise der Orden gesund, fruchtbar und Sinn stiftend zu gestalten helfen. Das Ziel dieses Abschnittes ist es, auf *einige* Bereiche des Kommunitätsverständnisses und des Kommunitätslebens hinzuweisen, die einen wichtigen Einfluss auf die Befähigung zur Entwicklung einer Lebens- und Arbeitsgemeinschaft haben können.

⁹ Vgl. V. Turner, *Pilgrimage and Communitas*, in: *Studia Missionalia* 23 (1974), 305–327.

¹⁰ Zur Gruppenpsychologie und Gruppenpsychotherapie vgl. I.D. Yalom/M. Leszcz, *The Theory and Practice Of Group Psychotherapy*. New York 2005.

Wechselwirkung zwischen einzelnen Mitglied und Kommunität

Eine Gemeinschaft existiert aus einzelnen Mitgliedern. Andererseits bestimmt die Gruppe als ganze das Leben des einzelnen auf vielfältige Weise und in vielerlei Hinsicht. Gemeinschaftliches Leben bringt es mit sich, dass wir einander beeinflussen, dass wir von einander lernen, dass wir geben und empfangen, dass wir Spannungen leben oder vermeiden. Jede Begegnung kann ermöglichen, etwas Neues zu gewinnen und bereichert zu werden, aber sie kann auch dazu führen, dass man etwas Wichtiges abgeben muss. Die Art und Weise, wie jemand Beziehungen gestaltet, bedingt den unablässigen Prozess des Wandels des Selbsterlebens und Selbstverständnisses. Menschen beeinflussen sich in diesem Entwicklungsprozess gegenseitig, und deshalb ist es wichtig zu bemerken, ob und wie man sich in Beziehungen dominant oder unterwürfig-konformistisch, abhängig oder distanziert verhält. Die Fähigkeit zur Gestaltung des Kommunitätslebens in einer angemessenen *Balance von Nähe und Distanz* entscheidet darüber, ob die einzelnen Kommunitätsmitglieder und die Kommunität als ganze wachsen, stagnieren oder Rückschritte machen. Andererseits ist das Gesamt einer Gemeinschaft für jeden einzelnen wichtig, weil er merkt, ob er angenommen ist, ob und wie ihm geholfen wird, ob und wie er mit seinen Einstellungen, Vorschlägen und Bedürfnissen genügend Freiraum und Akzeptanz findet.

Das gemeinsame Leben in einer Kommunität setzt ein Mindestmaß an persönlicher Reife bei den Gruppenmitgliedern voraus, um fruchtbar gelebt werden zu können. Das einzelne Mitglied wie auch die Gruppe brauchen *konfliktfreie*¹¹ Zeiten, Räume und Beziehungen. Wenn eine Person oder eine Kommunität ständig damit beschäftigt ist, einen inneren und äußeren Frieden zu finden, kann sie nicht über sich hinaus wachsen, für andere offen sein und ihre Sendung erfüllen. Deshalb braucht jedes Gruppenmitglied wie die Gruppe insgesamt genügend Selbstvertrauen, um jene *Frustrationstoleranz* aufbringen zu können, mit der Enttäuschungen, Krisen oder Konflikte in der und für die Gruppe gemeistert werden können. Wo diese genügende große Selbstwertschätzung nicht gegeben ist, kommt es zu Ersatzbefriedigungen und Flucht (z.B. Arbeitsüberlastung, Alkohol-, Nikotin- oder Internetsucht) oder zu aktivem oder passivem Aggressionsverhalten (z. B. ständiges Jammern oder bittere Anklagen, Lästern über die Oberen oder trotziger Rückzug).

¹¹ Im Sinn eines *angemessenen* Friedens und einer *angemessenen* Zufriedenheit mit sich selbst, seiner Arbeit und den Menschen, mit denen man zusammenlebt.

Beziehung oder Arbeit?

Heute ist das Gemeinschaftsleben eine der am häufigsten genannten Motivationen für den Eintritt in einen Orden. Auch viele Ordensmitglieder, die schon lange im Orden sind, wünschen sich ein weniger formales und ein persönlich-verbindliches Zusammenleben. Dies ist zweifellos ein Gewinn, und es ist gut, dass die Orden (zumal die apostolischen) ihr Verständnis davon reflektieren, was eine Kommunität ist und sein soll. Der Wunsch nach *mehr* Gemeinschaft entsteht dabei nicht abgelöst von der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung, er spiegelt vielmehr eine Gegenbewegung gegen die zunehmende Individualisierung und den damit verbundenen Identitätsdruck. In einer Welt, in der die Grenzen und die Beständigkeit des Ich immer fragwürdiger werden, kommt es zur Suche nach einem Rückzugsraum, in dem man *sich* findet und immer neu *erfindet*.¹² Der Wechsel aus der (objektiven) Gesellschaft in die (subjektive) Gemeinschaft mit einem besonderen Akzent auf gegenseitiger emotionaler Transparenz verspricht Halt und Orientierung auf dem steinigen *Weg der Selbstverwundung*.¹³

Die Kommunität läuft aber so Gefahr, *verzweckt* zu werden, wobei die Begegnung mit den Mitmenschen letztlich zu einem bloßen Mittel für die eigene Entwicklung würde. Außerdem wird oft übersehen, dass jeder Gruppenprozess an sich die Identität der Mitglieder infrage stellt und zu regressiven Reaktionen in Beziehungen und im Umgang mit Gefühlen und Gedanken führen kann. Schließlich kann keine Kommunität jemals Antworten auf die tiefsten Fragen eines Menschen geben. Daher muss sich jedes Kommunitätsmitglied darüber klar werden, welche Erwartungen es der Gemeinschaft gegenüber hat, und die Kommunität muss eine gemeinsame Definition dessen finden, was sie sein will und was sie sein kann. Um zu einer Einschätzung des stillschweigenden Selbstverständnisses in der Gruppe kommen zu können, sollte der Blick auf die Metaphern gelenkt werden, die von Gruppenmitgliedern gebraucht werden, um ihre Gefühle und Beobachtungen in der Gruppe auszudrücken.¹⁴

Hierzu ist die allgemeine Unterscheidung in zwei unterschiedliche Sphären von Gruppenorientierung hilfreich, nämlich die Beziehungsorientierung (*liking group*) und die Ausrichtung auf gemeinsame Aufgaben

¹² Vgl. R. Sennett, *Destructive Gemeinschaft*, in: K. Bach (Hrsg.), *In Search for Community: Encounter Groups and Social Change*. Washington D.C. 1978, 33–55; hier 43f.

¹³ Vgl. aaO., 46: „Today, fraternity is regarded ... as a state of being – one in which finding out who we are becomes of overwhelming concern.“

¹⁴ Vgl. S. Srivasta/F.J. Barrett, *The Transforming Nature of Metaphors in Group Development: A Study in Group Theory*, in: *Human Relations* 41 (1988), 35ff. passim.

(*working group*).¹⁵ Die genannten Typen gehen von zwei verschiedenen Gruppenkonstellationen aus: Eine, in der die Gruppe mehr nach innen gerichtet ist und mit Beziehungs- und Machtfragen beschäftigt ist; die andere, in der die Gruppe die grundsätzlichen Beziehungen und Zuständigkeiten (mindestens augenscheinlich) gelöst hat und sich den inneren und äußeren Aufgaben der Gruppe widmet. Beide Pole werden immer in einer spannungsvollen Einheit stehen, will eine Ordensgemeinschaft weder eine Kuschelgruppe noch eine zufällige Ansammlung von Ich-AGs sein. In einer Ordensgemeinschaft, gleich welchen Typs, werden diese beiden Orientierungen daher nicht getrennt sein, aber sie werden unterschiedlich gewichtet sein.

Autonomie und Bindung

Eine der schwierigsten Fragen in jeder Gruppenentwicklung ist das Verhältnis der einzelnen Gruppenmitglieder wie der Gruppe als ganzer zu Intimität und Autorität. Sobald Dinge nicht so sind oder laufen, wie sie sollten, werden schnell die Führungskräfte kritisiert oder *Strukturreformen* angemahnt. Natürlich ist es leichter, sich vor der Verantwortung zu drücken als mit den eigenen Grenzen und den Fehlern anderer leben zu lernen. Dabei ist es oft so, dass die Kritik an anderen von den eigenen Unzulänglichkeiten ablenkt.¹⁶ Besonders in großen Kommunitäten führt dies dazu, dass man die Verantwortung für den Gemeinschaftsbereich den anderen überlässt und sich auf eine Art „Hotel-Mentalität“ zurückzieht. Wenn jedoch Gemeinschaftsleben nach innen und nach außen fruchtbar sein soll, ist es auf Kooperation und Verantwortung angewiesen. In einer Kommunität ist es notwendig, dass jeder die Rolle, die ihm zugewiesen ist, verantwortungsbewusst ausfüllt.¹⁷ Darüber hinaus sollte sich jedes

¹⁵ Vgl. hierzu den klassischen Aufsatz von B.W. Tuckman, *Developmental Sequence in Small Groups*, in: Psychological Bulletin 63 (1965), 384–399.

¹⁶ Vgl. J. Vanier, *Community and Growth*. London 1979, 14; vgl. auch M.F. Ettin, *From Identifiable Patient to Identifiable Group: The Alchemy of the Group as a Whole*, in: International Journal of Group Psychotherapy 50 (2000), 137–162.

¹⁷ Für I.D. Yalom entwickelt sich eine Gruppe, indem sie Kommunikationshindernisse überwindet, d. h. insofern es den Mitgliedern gelingt, eine gemeinsame Orientierung und ein akzeptiertes Mittelmaß von Intimität und Akzeptanz von Autorität zu erzielen. Je nach individueller Persönlichkeitsstruktur gibt es deshalb „abhängige“ oder „unabhängige“ bzw. „überpersönliche“ oder „gegen-persönliche“ Gruppenmitglieder. Psychodynamisch ist es nicht der Persönlichkeitsstil an sich, sondern der Grad der Rigidität der damit verbundenen „Rollen“, der ein Mitglied als „betroffen“ oder „nicht-betroffen“ erscheinen lässt. Die von den Problemen einer spezifischen Phase „nicht-betroffenen“ Mitglieder sind diejenigen, welche die Gruppe in eine neue Phase bewegen (vgl. *Theorie und Praxis der Gruppenpsychotherapie. Ein Lehrbuch*. Stuttgart 2005).

Mitglied *im rechten Maß* für die anderen mitverantwortlich fühlen. „Im rechten Maß“ ist deshalb hervorgehoben, weil hier tendenziell ein Hauptunterschied im Binnenklima von *Frauen-* bzw. *Männergemeinschaften* liegt. Während in weiblichen Gemeinschaften oft ein *Zuviel* an Sozialkontrolle vorliegt – und die einzelne Schwester im wörtlichen Sinn keinen Schritt tun kann, ohne beobachtet oder reglementiert zu werden –, sind Männerkommunitäten meist von einem *distanzierten* Verhältnis der Mitglieder zueinander und weitgehender Autonomie der einzelnen gekennzeichnet.

Überspitzt und im Bild gesagt: In Frauengemeinschaften gibt es oft nur *einen* großen Raum – alle wissen alles über jede einzelne –, Männerkommunitäten bestehen aus vielen kleinen Burgen, zu denen der Zugang je nachdem möglich ist, ob und wann die Zugbrücken hinunter- oder hochgelassen werden. Beide Wirklichkeiten können als eine Situation des Mangels bezeichnet werden (*scarcity*: gekennzeichnet von einem Überge wicht an Abhängigkeiten und übergroßen, unangemessenen Bedürfnissen).¹⁸ Im einen Fall geht es um einen Mangel an erforderlichem *Freiraum*, im andern Fall liegt der Mangel im fehlenden Willen und der ungenügenden Fähigkeit zu verlässlicher *Verbindlichkeit*. Eine Kommunität entwächst solchen Situationen, wenn es ihr gelingt, gegenseitiges Vertrauen, unaufdringliche Aufmerksamkeit, gemeinsame Aufgabenorientierung – oder anders gesagt – Momente der genügenden (Selbst-)Sicherheit zu entwickeln (*security*).

Den genannten Fragen und Spannungen kann keine kirchliche Gemeinschaft entfliehen. Die Frage ist, wie die Konflikte angegangen und gelöst werden. Bei den Lösungsversuchen spielen die Reife und Motivation der Gruppe wie auch der einzelnen Mitglieder eine entscheidende Rolle. Eine der wichtigsten Fragen in diesem Zusammenhang ist die nach der *Motivation des Zusammenseins*: Was eint uns in dieser Gemeinschaft? Hier gibt es zweifellos Überschneidungen von religiösen, sozialen, soziologischen und psychologischen Motiven. Authentisches Gemeinschaftsleben hängt entscheidend von der Reife der Gruppenmitglieder ab, insbesondere von den Erwartungen an die Gruppe. Die *Ansprüche an das Gemeinschaftsleben* sind dabei in den letzten Jahrzehnten gewachsen. Dem entspricht jedoch keineswegs eine größere Eignung zum gemeinschaftlichen Leben und mitunter auch keine ausgeprägte Neigung, sich für die Kommunität zu

¹⁸ Vgl. J.E. Gedo/A. Goldberg, *Models of the Mind. A Psychoanalytic Theory*. Chicago 1973, 37–59, die vier Schritte oder Zwischenziele des Individualwachstums anführen, die auch auf Gruppen übertragen werden können: Befriedung der Grundbedürfnisse, stabiles Selbst-Erleben, optimale Frustration von unerreichbaren Erwartungen und Interpretation des gesamten Prozesses.

engagieren. Andererseits tun sich die Orden schwer, junge Interessenten oder Mitglieder entsprechend zu integrieren.

Um es herausfordernd zu formulieren: *Viele Ordensgemeinschaften sind für junge Mitglieder zu eng und zu lax zugleich.* Zu lax, da sie eine Glaubens- und Gebetsreife und eine Gemeinschaftsfähigkeit entsprechend den altersgemäßen Vergleichswerten früherer Jahrgänge zugrunde legen, ohne zu bedenken, dass die Voraussetzungen dafür nicht mehr gegeben sein mögen. Zu eng, weil die Orden nicht berücksichtigen, dass junge Menschen in lebenspraktischen Feldern vielfach individuelle Fertigkeiten weit entwickelt und andere Erwartungshaltungen an die Ausbildung, die Aufgaben und das Gemeinschaftsleben im Orden haben. Jede Investition in die Ausbildung von Ausbildern wird sich daher für die Ordensgemeinschaften auszahlen.

3. Ein *Examen particular*¹⁹ zum Kommunitätsleben

Was bisher allgemein formuliert wurde, soll nun auf einen Orden angewandt werden: *die Gesellschaft Jesu.* Was hier für das Gemeinschaftsleben der Jesuiten ausgeführt wird, mag daher „analog“ auch für andere apostolische Männerorden gelten. Von besonderer Bedeutung ist für die Gesellschaft Jesu die *Frage nach der apostolischen Verfügbarkeit*, die in der Balance zwischen leidenschaftlichem Engagement und einer inneren Freiheit für (Selbst-)Kritik und für neue Sendungen steht.²⁰ Es sind oft ungelöste Fragen nach der eigenen Identität, nach dem rechten Verhältnis von Nähe und Distanz in Beziehungen sowie eine nur schwach entwickelte Fähigkeit, Spannungen auszuhalten und Konflikte konstruktiv auszutragen, die es Ordensmitgliedern schwer machen, im diesem Sinn *verfügbar* zu sein.

¹⁹ „Partikularexamen“ nennt Ignatius im *Exerzitienbuch* (n. 24–31: die „besondere und tägliche Erforschung“) eine Gewissenserforschung, die einen bestimmten Lebensbereich in den Blick nimmt, den der Exerzitant als schwierig erkannt hat.

²⁰ Vgl C.M. Shelton, *Reflections on the Mental Health of Jesuits*, in: *Studies in the Spirituality of Jesuits* 23 (1991), 12: „The very heart of Jesuit availability demands passionate commitment, but also healthy distance, which allows for necessary examination of apostolic energies and desires.“; s. auch das Themenheft *Friends in the Lord* der *Review of Ignatian Spirituality* (CIS) 29 (1998), Hf. 89.

Die zwei Seiten des Kommunitätslebens

Über das Kommunitätsleben in der Gesellschaft Jesu zu schreiben, ist ein gewagtes Unterfangen. Jeder Jesuit hat seine Vorstellungen vom Kommunitätsleben und eine Geschichte in verschiedenen Kommunitäten. Jede Kommunität – vom Noviziat bis zu den Residenzen und Kollegien – hat abgesehen von den Vorlieben, Stärken und Schwächen der jeweiligen Kommunitätsmitglieder ihre Besonderheiten im Tages-, Wochen- und Jahresablauf, in den Werken, Aufgaben und im Kontext. *Die Kommunitäten entscheiden in eigener Verantwortung, wie sie ihr Kommunitätsleben gestalten.* Was kann dann Allgemeines über das Gemeinschaftsleben von Jesuiten gesagt werden?

Das Folgende hebt besonders auf Kommunitätsordnung und Kommunikation in den Jesuitengemeinschaften ab, es versteht sich als „Lob des Möglichen“: Die kleinen, durchführbaren Schritte zur Kommunitätsbildung sind wichtiger und hilfreicher als endlose Diskussionen über Idealzustände, die oft genug in Frustration und Rückzug enden. Meine Erfahrungen mit dem jesuitischen Gemeinschaftsleben in kleinen, mittleren und großen Kommunitäten in verschiedenen Ländern und Kontinenten sind *insgesamt positiv*, weil ich fast überall gemerkt habe, dass hinter der oftmals harten Schale ein deutliches Interesse am Gemeinschaftsleben besteht, und dass bei entsprechender Initiative sehr viel mehr an persönlichem Austausch und Begegnung möglich ist, als zunächst erwartbar erscheint.

Die jesuitische Variante der Polarität von Einheit und Verschiedenheit in einer Gemeinschaft spiegelt sich in den Worten „Freunde im Herrn“ und *ad dispersionem* wider. In einer Kommunität „Freunde im Herrn“²¹ zu finden, ist eine der schönsten Entdeckungen, die man im Lauf eines Jesuitenlebens machen kann. Zweifelsohne zeigt sich die Freundschaft in Jesuitenkommunitäten normalerweise nicht in besonderer emotionaler Nähe zueinander. Wichtiger ist zum einen die meist unausgesprochene Einheit in der gemeinsamen geistlichen Wurzel der Exerzitien, jener gemeinsam geistlichen und geistigen Heimat, die spürbar ist, wo immer man als Gast in einer Kommunität empfangen wird. Zum anderen ist diese Weise der Freundschaft geprägt von einer großen Hilfsbereitschaft und Verfügbarkeit bei Anfragen oder Bitten der Mitbrüder. Ordensmitglieder suchen sich nicht aus, in welchen Kommunitäten sie leben, und mit wem sie dort

²¹ Dieser Begriff taucht als Umschreibung des Gemeinschaftslebens in den Dokumenten der letzten Generalkongregationen (GK) der Jesuiten auf; vgl. Provinzialskonferenz der Zentraleuropäischen Assistenz SJ (Hrsg.), *Dekrete der 31. bis 34. Generalkongregation der Gesellschaft Jesu*. München 1997; hier GK 31, Dekret 19,1; GK 32, Dekret 11,14 u. GK 34, Dekret 1,10.

leben. Dies macht das Zusammenleben manchmal beschwerlich, es birgt aber auch die Chance, dass der Weg vom gemeinsamen Leben zu einer „Freundschaft im Herrn“ echter und bereichernder sein kann, als wenn man hauptsächlich mit denen zusammen wäre, mit denen man sowieso auf einer Wellenlänge ist.

Der andere Pol im Leben und im Selbstverständnis von Jesuitenkom-munitäten besteht darin, dass sie *ad dispersionem* (GK 32, D. 2,17) bzw. *ad missionem* (GK 32, D. 11,18) angelegt sind.²² Das Gemeinschaftsleben ist von der jesuitischen Spiritualität und von den Aufgaben her dem apostolischen, mobil-disponiblen Grundzug dieser Lebensform nachgeordnet. Die Eigenart der Jesuiten zieht dabei vorwiegend Menschen an, die von ihrer Persönlichkeitsstruktur her tendenziell weniger gemeinschaftsorientiert sind und für sich Autonomie und Eigenverantwortung hoch bewerten. Die Ansprüche und Erwartungen an das Gemeinschaftsleben in der Ge-sellschaft Jesu sind in den letzten Jahrzehnten zweifellos gewachsen. Dem entspricht jedoch auch bei jüngeren Jesuiten keineswegs eine größere Eignung zum gemeinschaftlichen Leben und mitunter auch keine ausgeprägte Neigung, sich für die Kommunität zu engagieren, wo kein persönlicher „Gewinn“ zu erwarten ist. Erst in jüngerer Zeit dringt stärker ins Bewusstsein, dass nicht nur der einzelne Jesuit, sondern auch jede Kommunität eine apostolische Sendung und Verantwortung hat.

Die Menschen im Umfeld einer Kommunität nehmen sehr wohl wahr, ob und wie die Mitbrüder ihren Alltag und ihre Aufgaben gemeinsam angehen oder ob sie als Einzelgänger leben und arbeiten.

Miteinander reden – miteinander leben

Da die meisten Jesuiten reichlich mit Arbeit eingedeckt sind, und da es mitunter eine verbreitete Scheu gibt, sich für das Kommunitätsleben zu interessieren und zu engagieren, bedarf es sowohl des Elements einer verbindlichen *Kommunitätsordnung* als auch der Entwicklung einer *Gesprächskultur*, damit die zufällig zusammenlebenden Mitbrüder auch eine echte Gemeinschaft formen. Das Gelingen des Kommunitätslebens – und dies ist die Definition von Kommunikationsfähigkeit – hängt wesentlich davon ab, dass und wie über die anstehenden Fragen zur rechten Zeit in einer angemessenen Form miteinander gesprochen wird. Das betrifft Mittei-lungen, Abwägungen und Vereinbarungen genauso wie Spannungen und Konflikte. Natürlich kostet es Energie und Zeit, mit der (den) betreffenden

²² Vgl. Anm. 21.

Person(en) zu reden. Aber der Gewinn an Vertrauen, der durch eine *offene und aufrichtige Kommunikation* entsteht, ist diese Mühe wert. Umgekehrt sind das Meiden von Kommunikation, das Zurückhalten von Information oder das Besprechen interner Fragen und Probleme mit Außenstehenden schädlich für das Binnenklima einer Kommunität.

Für alle, nicht nur für den *Superior*, bedeutet dies, dass sie so ausführlich wie möglich und so diskret wie nötig über wichtige Abläufe oder Einschätzungen informieren, und dass sie mit dem Mitbruder oder den Mitbrüdern reden, mit denen Fragen oder Konflikte zu klären sind. Obere haben darauf zu achten, dass die Entscheidungswege und die Kommunikationsstrukturen klar sind, dass z. B. die Berater des Oberen in bestimmte Überlegungen eingebunden sind, und dass die Absprachen darüber eingehalten werden, wann und wie Entscheidungen mitgeteilt werden. Eine heikle Frage der Diskretion stellen „Familengeheimnisse“ in der Kommunität dar, z.B. das Wissen um die Alkoholabhängigkeit eines Mitbruders: Alle wissen darum, aus Scham und Unsicherheit traut sich aber keiner, dies angemessen anzusprechen.

Ein *unerlässliches Mittel*, um die Kommunikation und die Einheit in einer Kommunität zu stärken, ist eine Kommunitätsordnung. Damit diese Ordnung greifen kann, muss sie mit der Kommunität besprochen und von ihr akzeptiert sein. Ausnahmen wird es immer geben, und manche Mitbrüder, die als „U-Boote“ vor allem Gemeinschaftlichen abtauchen, werden nicht einzubinden sein. Doch eine Kommunität wächst nur zusammen, wenn sie sich auf einen verbindlichen Rahmen verpflichtet, und wenn das Vereinbarte vom Oberen notfalls auch eingefordert wird. Dabei gilt das „Gesetz der Gradualität“: Es ist besser, sich auf die gangbaren nächsten Schritte zu verständigen, als hehre, aber unrealistische Ideale anzuzielen. Was die gemeinsamen Zeiten angeht, so können folgende Bereiche unterschieden werden:

- liturgische Feiern; Gebetszeiten und geistlicher Austausch (z. B. Bibelgespräche während der geprägten Kirchenjahreszeiten);
- Kommunitätsabende, die wöchentlich oder monatlich zu klar definierten Zeiten stattfinden und die geistliche, thematische und/oder informelle Akzentsetzungen haben können;
- Kommunitätstage, die mindestens jährlich der Reflexion über das Kommunitätsleben dienen;
- gemeinsame Exerzitien oder Exerzitien im Alltag;
- gemeinsamer Urlaub einer Teilgruppe aus der Kommunität oder andere Freizeitaktivitäten;
- gemeinsame Mahlzeiten.

Eine ansprechende Gestaltung der wichtigsten *Kommunitätsräume* ermög-

licht das informelle Zusammenkommen. Wichtig ist, dass die Kommunitätsmitglieder Gespür dafür entwickeln, dass alle für das Gelingen der Kommunität verantwortlich sind. Das umfasst das subsidiäre und *freiwillige* Übernehmen von Aufgaben, den Mut zur Initiative sowie die Aufmerksamkeit auf die kleinen Dinge des Alltags (z.B. das Aufräumen und Säubern dessen, was man benutzt hat). Bei „häuslichen“ Typen und bei denjenigen, die von Amts wegen für die Kommunitätsräume und die äußere Wohnlichkeit zu sorgen haben (bei den Jesuiten „Minister“ genannt), sammelt sich gelegentlich viel Ärger über diejenigen an, für die man eine eigene Reinigungskraft anstellen könnte.

Im Anschluss an die bekannte Formulierung der 32. *Generalkongregation* (Dekret 2,1) könnte man eine Jesuitenkommunität – und so auch jede Ordensgemeinschaft – bezeichnen als „Gemeinschaft von Sündern, die trotzdem zu Gefährten Jesu und zu Gefährten untereinander berufen sind.“ Das heutige Verständnis vom Kommunitätsleben bietet dem einzelnen und der Gemeinschaft viel Gestaltungsfreiraum, es verlangt aber auch einiges: Aufmerksamkeit auf sich und andere, Bereitschaft zum Teilen von Aufgaben und Verantwortlichkeiten und die Fähigkeit zum langen Atem. Die perfekte Kommunität wird es nie geben. Es gibt viele persönliche und gemeinschaftliche Hindernisse auf dem Weg zur „vollendeten Gestalt Christi“ (vgl. Eph 4,13), zu der wir auch als Kommunität gerufen sind. Aber es lohnt sich, die menschlichen und geistlichen Ressourcen zu erkennen und sie in den und für die Kommunitäten zu entfalten, damit die Ordensleute als „Freunde im Herrn“ ihre Sendung besser leben können.

In einer Ordenskommunität Freunde zu finden, ist ein großes Geschenk. Tragfähiger als eine besondere emotionale Nähe ist das Erleben der gemeinsamen geistlichen und geistigen Wurzel der jeweiligen Spiritualität. Die *Freundschaft* unter Ordensleuten ist oft geprägt von großer Hilfsbereitschaft und selbstverständlicher Verfügbarkeit bei Bitten von Schwestern oder Brüdern. Das Zusammenleben mit Menschen, die man sich nicht ausgesucht hat, ist manchmal beschwerlich, es birgt aber auch die Chance, dass das gemeinsame Leben zu einer echten und bereichernden „Freundschaft im Herrn“ führt.

Anhang: Fragen für die persönliche Reflexion im Rahmen eines Partikularexamens (vgl. Exerzitienbuch, n. 24–31) und für ein Kommunitätsgespräch über „Kommunitätsordnung und Kommunikation“:

- Was ist unser gemeinsames spirituelles und apostolisches Ziel als Kommunität hier an diesem Ort mit diesen Aufgaben und Werken? Was ist unser geistliches und pastorales Profil?

- Wie kann das Bewusstsein dafür gefördert werden, dass jede apostolische Sendung in der Kommunität verankert sein soll, und dass jede Kommunität als solche eine apostolische Sendung hat?
- Auf welche gemeinsamen Zeiten und Weisen des Austausches können und wollen sich die Kommunitätsmitglieder verpflichten? In welchem Verhältnis stehen der informelle, der thematische und der geistliche Aspekt des Gemeinschaftslebens, wo ist nachzubessern?
- Inwiefern betrachte ich mich als mitverantwortlich für das Gelingen des Zusammenlebens in meiner Kommunität? Inwiefern lasse ich mich bedienen, wo übernehme ich Verantwortung für die Gemeinschaft? Wo sehe ich meine Stärken in Bezug auf das Gemeinschaftsleben, wie kann ich etwas davon mitteilen? Wo sind meine Schwächen, Ausflüchte und Bequemlichkeiten? Was könnte oder sollte ich am schnellsten ändern?
- Mit wem in der Kommunität kann ich über mich, mein Ordensleben und die Kommunität sprechen? Wie oft rede ich mit Dritten – innerhalb und außerhalb des Ordens – negativ über meine Gemeinschaft oder einzelne Mitbrüder darin? Wie gehe ich mit Entscheidungen oder Umständen in meiner Kommunität um, die mir nicht passen oder die mich frustrieren? Mit welchem Mitbruder in meiner Kommunität sollte ich längst ein klarendes Gespräch führen?
- Was steht an gemeinsamen Räumen in der Kommunität zur Verfügung? Gibt es einen einladenden Kommunitätsraum ohne andere Funktion (z.B. ohne Fernsehgerät)? Wieviel wird in die Gestaltung der Privatzimmer an Geld und Aufmerksamkeit investiert, wieviel in diejenige der Gemeinschaftsräume?